

Aus der politischen Woche

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 6

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bruder zurief „stillzusitzen“, betete sie ohne Unterlaß, daß Gott ihr die Rettung gelingen lassen möge.

Denn das Allerschlimmste war, daß der kleine Bursche Angst vor ihr zu haben schien und versuchte, aus dem Bereich des herankommenden Rahnes zu gelangen. Er traute ihren freundlichen Worten wohl nicht und fürchtete sich vor der Strafe.

Maria machte qualvolle Minuten durch. Wenn der Kübel umschlug, und der kleine Bruder vor ihren Augen versank, — war sie schuld an seinem Tode.

„Lieber Gott, hilf, hilf!“ betete sie, „hilf mir nur dies eine einzige Mal! Sieh meine Nachlässigkeit nicht an und meine große Schuld, laß die Rettung gelingen! Strafe mich persönlich, aber nimm den Eltern nicht ihren Liebling. Denke, wie sehr sie ihn lieben! O, laß mich nicht schuldig werden an seinem Tode. Hörst du, Gott, hörst du mich?“

Und — dann — hatte — sie — — ihr Ziel erreicht.

Mit einem einzigen raschen und festen Griff packte sie die kleine, zappelnde, sich wehrende Gestalt und zog sie zu sich hinüber ins Boot. Fest, fest preßte sie den Knaben an sich und Tränen entströmten ihren Augen. Unaufhörlich stammelten ihre Lippen „Dank, o Dank!“

„Ich dachte, du wärest böse“, sagte das Bübchen ganz betreten, „darum fuhr ich immer weiter von dir weg! Aber nun bist du ja gut, Maria! Meine Maria, ich will es auch nicht wieder tun!“

Stumm huschelte er sich an sie an, als sie, ihn halb zwischen ihren Knien haltend, halb ihn im Schoße wiegend, heimwärts fuhr.

„Liebling du!“

Maria stammelte es nur und blickte den neu geschenkten kleinen Bruder voll unsagbarer Liebe an.

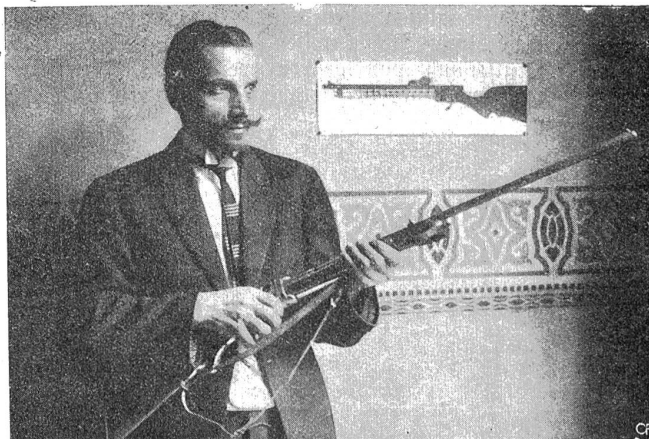
Wenn er nun jetzt nicht vor ihr säße — sondern in den Wellen ruhte — — —

„O Gott, wie danke ich dir“, dachte sie wieder und wieder, „daß du meine Pflichtvergessenheit nicht so bestraft hast. Mein Leben lang will ich diese Stunde nicht vergessen. Dank, o Dank!“

Aus der politischen Woche.

Die neue deutsche Regierung.

Nun ist die Rechtsregierung wider besseres Erwarten doch zustande gekommen. Die Jahre günstiger wirtschaftlicher Entwicklung, insbesondere das Jahr der Kohlenkonjunktur, das Hunderte von Millionen in die deutsche Wirtschaft zurückfließen ließ, sie haben den nationalen Auftrieb herbeigeführt, der diese Regierung des reaktionär gerichteten Bürgertums möglich machte. Eine andere Frage ist die, ob sie sich halten kann. Die Deutschnationalen mußten ein Versprechen des Wohlverhaltens ablegen, das fast einem Selbstverratte gleichkommt: Sie anerkennen die Republik und die Weimarer Verfassung, die neuen Reichsfarben, die Entpolitisierung der Reichswehr, den Eintritt in den Völkerbund, die Verträge von Locarno usw. Angesichts dieser Zugeständnisse muß man sich wirklich fragen, warum es diesen Leuten so darum zu tun war, in die Regierung zu kommen, wenn sie doch alle ihre Ideale draußen lassen mußten. Nun ist aber eines sicher: Die neuen deutschnationalen Minister werden nicht immer republikanische und demokratische Politik machen wollen; dafür sind sie wahrlich nicht zu Marx gekommen. Sie werden das nicht tun können, auch wenn sie als verantwortliche Regierungsmänner von der Notwendigkeit und Nützlichkeit der Republik und Demokratie durch die Erfahrungen der Praxis überzeugt würden; denn hinter ihnen steht die ungeduldig drängende Masse ihrer Wähler: die machthungrige Adelsgeellschaft, die allzeitbereiten Reserveoffiziere, die tatendurstige akademische Jugend, die ordensbedürftige Beamtenschaft, das nach Sieges- und Hofnachrichten lechzende Bürgertum. Die Schwierigkeiten, die sich schon bei der Bildung dieser Rechtsregierung einstellen



Eine unheimliche Waffe.

Deutsches Gewehr, nach dem Prinzip der Luftbüchsen konstruiert, das ohne zu knallen oder heiß zu werden, 25 Schüsse hintereinander abgibt und auf 2000 Meter Distanz Panzerplatten durchschlägt.

— sie machten ein zweites persönliches Eingreifen Hindenburgs, diesmal gegen die feilschenden Deutschnationalen, nötig — werden weiterdauern.

Dem neuen Kabinett Marx haben, noch bevor dieses sein Regierungsprogramm kundgab, die Demokraten schärfste Opposition angesagt. Von den Sozialdemokraten nicht zu reden, die selbstverständlich von einem Regime des Industrie- und Adelskapitals keine Förderung ihrer Ideale erwarten. Die Regierung hat indessen eine qualifizierte Mehrheit im Reichstag hinter sich; die Deutschnationalen, das Zentrum und die Deutsche Volkspartei allein verfügen über 230 Sitze, dazu kommen noch die 19 Sitze der Bayerischen Volkspartei. Die Regierungsmehrheit von 249 Stimmen (Stimmengleichheit: 246) wird in den meisten Fällen noch durch die 21 Wirtschaftsparteiler gestärkt. Die Dauer der neuen Regierung hängt von zwei Faktoren ab: einmal von der Charakterstärke der eigentlichen Regenten, der Zentrumsleute; dann von der Geduld und Umsicht der Deutschnationalen. Vermögen erstere dem Drängen der Nationalisten zu aktiver antifranzösischer Außenpolitik standzuhalten und verbleiben sie bei ihren Grundsätzen, dann braucht die Linke nicht gegen sie zu stimmen. Andererseits: vermag die Rechte die Zeit abzuwarten, die möglicherweise für ihre Ziele arbeitet, dann braucht sie den von Marx ins Auge gefaßten Kurs nicht zu stören und das Kabinett kann zusammenbleiben.

Nach wie vor bildet die Außenpolitik das entscheidende Moment bei der Stabilisierung der deutschen Politik. Wohin geht da die Entwicklung?

Mussolinis Vorstoß.

Die friedliche Konsolidierung Europas war zu keiner Stunde das Bedürfnis des Fascismus. Der liebt die Bewegung, das gefährliche Spiel, die Aktivität in der Politik. Denn nur bei diesem Zustand der Dinge sind Intrigen, Schachzüge, Ueberraschungen, Drohungen, Gewalttätigkeiten erfolgversprechend. Stabilität auf Grund von Prinzipien, zum Beispiel auf denen des Rechts, der Uebereinkommen und der Schiedsgerichte, entkleidet die hohe Politik ihres intimsten Reizes; gerade wie ein Sport ohne Gefahr kein Sport ist in den Augen der gerissenen Sportler; oder wie eine stabilisierte Wirtschaft ohne die Möglichkeit des Spekulierens vielen Leuten ein Grauel ist.

Mit Briands und Stresemanns Verständnispolitik war die Stabilisierung der europäischen Verhältnisse aufs beste eingeleitet. Die großen und kleinen Diktatoren und ihre Leibgarden und sonstigen Mitgänger sahen diese Entwicklung mit Unmut an. Die Titscherin, Mussolini, Kemal Pascha, Primo und wie sie alle heißen wurden aktiv. Die Hoffnung von Locarno ist längst nicht mehr so grün wie vor einem

Jahre. Die Nationalisten aller Länder sind im Vormarsch begriffen. Mussolinis Pläne reifen.

Das Deutschland von gestern weckte den Zorn der Faschisten, das von heute ist bündnisfähig geworden. Eben



Der jüngst verstorbene Kaiser Yoshihito von Japan.

gibt Mussolini, der vor Jahresfrist noch die Tricolore über den Brenner tragen wollte beim geringsten Mäxlein der Anschlußfreunde, der staunenden Mitwelt sein Desinteressement an der Anschlußfrage bekannt. Diese sei sehr viel mehr eine deutsche und österreichische Angelegenheit als eine italienische. Das klingt fast wie eine Aufforderung an die beiden Nachbarn: Vereinigt Euch nur, ich drücke die Augen zu! Nun kann also der Zauber losgehen! Was braucht das mit Österreich vereinigte, mit dem alten Dreibund-Genossen auf Gegenseitigkeit versicherte Deutschland die französische Freundschaft noch? Mussolini hat wieder eine seiner gewagten Affären geritten. Wird sie ihm diesmal den Beifall der Welt eintragen? Sonst erntete er für seine Fantasia bloß ein überlegenes Lächeln: aus Anatolien, aus dem syrischen Mandat, aus Marokko, aus Abyssinien ist nichts geworden, und wahrscheinlich haben die Engländer auch schon die italienische Aktion im Roten Meere abgebrochen; denn Churchill wird mit Mussolini in Rom alle für England wichtigen Fragen besprochen haben. Dafür darf er nun wieder einige schöne Friedensvasen im Genfer Porzellanladen heruntergeschlagen.

Dr. Marx ist in Rom angemeldet. Was Stresemann, der in Locarno und Thoiry mit dem Friedensmacher Briand in intimer Freundschaft zusammensaß, nicht wagen durfte, darf der weniger belastete Reichkanzler des Zentrums tun. Er darf mit Mussolini freundschaftlich zusammenkommen und die deutsch-italienische Versöhnung inszenieren. Frankreich wird die Romreise des Deutschen mit berechtigtem Mißtrauen begleiten und darin eine erste Rundgebung des antifranzösischen Rechtskurzes in Deutschland erblicken. Die Pariser Rechtspresse empfindet Mussolinis gelungener Vorstoß — er zielt wohl in letzter Linie auf Tunis, das die Franzosen ihm nicht gutwillig überlassen wollen — schon als eine politische Niederlage Frankreichs, und sie fordert den Rücktritt des Botschafters in Rom, der sich habe überlassen lassen.

Das Verhältnis zwischen Frankreich und Italien wird unerfreulich. Oder wie soll man die Tatsache beurteilen, daß die Garnisonen auf Korsika durch neue Truppen verstärkt worden sind und daß den Italienern die Niederlassung in Korsika verboten wird?

Die Wirren in China.

Eine wohlthuende Ablenkung erfährt die europäische Politik durch die Vorgänge in China. Die erwartete Gegenaktion der Peking-Truppen gegen die siegreich vordringenden Kantonesen ist noch nicht voll in Erscheinung getreten. Noch immer ist der Süden im Vormarsch begriffen. Die nationale Bewegung bedroht schon Shanghai, das Zentrum der fremden Interessen. Die ganze Machtstellung

der Ausländer in China ist in Auflösung begriffen. Daran ändern auch die Duzende von Kreuzern und Kanonenbooten und die Bombenflugzeuge, die im Yangtse schwimmen oder vor Schanghai aufgefahren sind, nichts. Die Anwesenheit von Kriegsschiffen und Truppen, die ehemals genügte, um Millionen von händelsüchtigen Chinesen in Schach zu halten, wird heute sogar von den ausländischen Ansiedlern in Schanghai eher als eine Gefahr, denn als ein Schutz empfunden; sie verweigerten den britischen Truppen den Einmarsch in das Konzessionsgebiet.

Ein Charakteristikum der gegenwärtigen verworrenen Lage in China ist die Uneinigkeit unter den Mächten. England fand von keiner Seite Gegenliebe für ein gemeinsames Vorgehen gegen China. Darum ging es seinerseits mit seinem Memorandum, in dem es den Südhinesen die Hand zum Frieden bietet, aktiv vor, ohne die andern Mächte zu begrüßen. Man weiß, daß ihm dieser Schritt keine reifen Früchte eingebracht hat. Die Kuomintang-Partei, die Nationalisten Chinas, wollen mit jedem Rest der Fremdherrschaft aufräumen. Diese Leute würden auch durch Kanonenschüsse nicht eingeschüchtert; darum verzichten die Amerikaner und Franzosen und Japaner auf jede Gewaltpolitik und verhandeln im Stillen mit Chen, dem Außenminister Kantons. Die japanischen Blätter tadeln die englische Haltung als unverständlich und unfähig.

In England selbst macht sich eine große Unzufriedenheit gegen die zahlreichen Truppenendungen nach China geltend. Der Nationalrat der Labourparty richtete sogar ein Telegramm an den Außenminister der Kantonregierung, worin die englische Arbeiterpartei diesem die Unterstützung zusagt für eine Lösung, die China die nationale Unabhängigkeit wieder bringt.

-ch-

Vom Zahnarzt.

Von Dominik Müller (Baselditsch).*)

Der Schedschr, glaub, het gsait, wer Zahnweh haig,
Wärd vor Verzweiflig wie-n-e Bire taig.
Wie wöhr das isch, das ha-n-i gschter denkt
Und schmerzlig myni Schritt zuem Zahnarzt glenkt.
Zerst ha-n-i e ganzi Schtund lang miese warte
Und my gschwullne Bade ghebt uff alli Arte.
Dernoh het's gruefe-n-uff der Folterschtuehl,
I ha der Kopf zuckglehnt in Bolsterschtuehl
Und's Muul uffgschpeert... „E bishli wyter... scheen!“
Do schtocheret er und popperet an de Zeen.
„Duet dä weh?“ — Rai. — „Dä ebbe?“ — Au! So dä!
„So wemmer dä do in Behandlig näh...“
Si miend derby an ebbis Lustigs denke —
Kuum dent i dra, so nimmt er mi am Glenke,
Das haist am Zahn, und schtocheret mit sym Schtiff
Wie ine Bergwerk — i gang fascht in d'Liff.
Zekt nimmt er e Schlang am Hals, fahrt über mi dure
Ins Muul mit ihrem Chopf — do duet die Gure
Wie hundert giftige Weshpi in-mer summe,
Schpacht wie mit Schpore mer im Rache-n-umme...
Schloht links und rechts uus, aifach wie verruggt...
Der Zahnarzt sait, wo-n-er sich über mi buggt:
„'s duet momentan vilicht e bishli weh —“
So 's isch mer, i dät 's Fyr im Elsaß seh!
I fang a z'schwiße, aber i schtell my Ma
Und byß d'Zeen zämme-n-im Gaischt, so guet i kah...
Zuem Gligg macht d'Schlang nit lang... und uff si abe
Fohrt wieder 's Krake-n-a und 's Schtupfe-n-und Schabe.
„E Moment Giduld... e bishli Warte drn...“
Mit em Wehdue wird's jek nimme wyt her fh...
Das duet's fir hit; im Fall 's sott happere sider,
So kemme Si dure, hunscht am Znschtig wider...“
I ha-n-em dankt, und hätt fascht lut frohloggt,
Ab mi uff aimol 's Zahnweh nimme ploggt.

*) Aus „Mein Basel — Alte und neue Verse“ — Basel, Verlag Bruno Schwabe & Co.